



Die Einheimischen warten auf eine Unterführung.

ADRIAN MOSER

nicht mehr alle Gleise benötigt, konzentrieren sich die Lösungen auf diesen Raum. Kreisoberingenieur Wyss skizziert drei Varianten: eine Parallelstrasse für den Durchgangsverkehr, die entlang den Gleisen neu gebaut wird. Die Verbreiterung der bestehenden Strasse und das Erstellen einer grosszügigen Mittelzone von vier Metern Breite für Ein- und Abbieger. Und drittens einen Tunnel für den Durchgangsverkehr unter der heutigen Kantonsstrasse. Wichtig: Alle drei Varianten beinhalten bei der Einmündung der Kientalstrasse eine Unterführung für den talquerenden Verkehr. Die beiden ersten Varianten würden weniger als 10 Millionen

Franken kosten, der Tunnel gegen 30 Millionen. Dazu kämen 4 bis 5 Millionen für die Unterführung.

Was die Bevölkerung will, ist für Aussenstehende nicht ganz klar. Offenbar werden diesbezügliche Informationen nicht überall gleich interpretiert. Gemäss Oberingenieur Wyss möchten die Einheimischen primär eine Tunnellösung. Und falls diese nicht möglich sei, die Variante mit dem Mittelstreifen. Laut Gemeinderatspräsident Hansueli Trachsel steht dagegen die Lösung mit dem Mittelstreifen im Vordergrund. «Wir wollen nicht abgeschnitten werden vom Durchgangsverkehr», sagt er. Denn immerhin gebe es doch den einen

erfreulich. «Der Schwarzpeter wird auf dem Rücken der Bevölkerung hin und her geschoben», sagt er. Die Übernahme der Strasse durch den Bund biete dem Kanton eine günstige Gelegenheit, sich aus der Verantwortung zu stehlen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Ausserdem könnte die Unterführung so oder so bereits an die Hand genommen werden.

Kreisoberingenieur Wyss beurteilt die Lage anders. Er verweist auf die knappen Strassengelder des Kantons und vermutet, die Übernahme könnte sich für Reichenbach als Vorteil erweisen, sprich: Die Sanierung käme früher zustande, als wenn die Strasse beim Kanton bliebe. Immerhin sei die Kanderthalstrasse eine wichtige Nord-Süd-Verbindung. Den Bau der Unterführung vorzuziehen, kommt aus seiner Sicht vor der Übergabe an den Bund nicht infrage. Denn denkbar sei, dass dieser eine ganz andere Variante erarbeite – zum Beispiel eine, bei der eine Unterführung überflüssig wäre.

«Bier braucht Heimat»

Kleinbrauereien und Kleinstbrauereien liegen im Trend – auch in Burgdorf

MARTIN ZIMMERMANN

Nur zwei Schläge mit dem Holzhammer braucht Joachim Kilian, dann steckt der Zapfhahn im Fass. Sofort fliesst dunkles Bockbier in Dutzende gläserner Krüge – die neue Biersorte der Burgdorfer Gasthausbrauerei kann probiert werden. Die Kleinbrauerei habe zwar drei Biere im Sortiment, erklärt Braumeister Kilian. Eines davon – das starke Bockbier – werde aber nur jeweils zur Herbst- und Wintersaison angeboten und schmecke jedes Jahr ein bisschen anders. Dieser Jahrgang habe wegen einer neuen Malzsorte zudem eine rötliche Farbe.

Die meisten der gut 100 Gäste besitzen Aktien der seit 1999 existierenden Brauerei. Laut Verwaltungsrats-

Vizepräsident Stefan Aebi hat die Gasthausbrauerei bereits über 4000 Aktionärinnen und Aktionäre. «Brauereiaktien sind nun mal relativ krisenresistent», sagt Aebi mit Blick auf die aktuelle Finanzkrise. Gerade in Burgdorf mit seiner langen Brautradition – schon der Schriftsteller Goethe soll die Vorzüge des hiesigen Biers gepriesen haben – sei der Besitz von Bier-Aktien für viele Leute geradezu Pflicht.

Dabei bieten die Zahlen auf den ersten Blick wenig Investitionsanreize: Die beiden Biergiganten Carlsberg und Heineken dominieren 62 Prozent des schweizerischen Biermarkts. Von den einst 400 Brauereien existierten Ende der Sechzigerjahre gerade noch 60. Seit gut zehn Jahren erfreuen sich jedoch neue

Klein- und Kleinstbrauereien grosser Beliebtheit. Inzwischen erreichen sie gut zehn Prozent Marktanteil. «Die Leute haben wohl einfach die Nase voll von den Einheitsbieren der Industrie», sagt Aebi. Bier aus der Umgebung werde wieder stärker nachgefragt, trotz vergleichsweise hohen Preisen. Inzwischen habe die Gasthausbrauerei sogar Mühe, die wachsende Nachfrage zu decken. Deshalb werde man die Brauerei ausbauen müssen. Trotz dem Erfolg: Die Expansionsmöglichkeiten der Gasthausbrauerei hält Stefan Aebi für begrenzt. Zum einen fehle ihr die Vertriebsinfrastruktur der Grossbrauereien. Zum anderen sei das Wichtigste für eine Kleinbrauerei ja gerade die Verwurzelung am Standort: «Bier braucht eben Heimat.»